

Fernrohr umdrehen und sich Gedanken zu Ausdrucksmöglichkeiten der historischen Kinder machen, müsste sie schon aus methodischen Gründen doch. Die Konzentration auf das historisch sich wandelnde normative Bild von Kindheit bewirkt, dass Kinder als solche unsichtbar werden, sie haben keine Bedürfnisse, keine Schmerzen, keine Sexualität. Zwar wird das psychohistorische Weinen der Kinder von Lloyd deMause als Forschungsetappe pflichtschuldig erwähnt, vor einer Annäherung scheut diese Darstellung jedoch zurück.

Wir lernen, wie viel Kindheitsgeschichte aus normativen Quellen schöpfen konnte und kann, wir lernen aber auch, wie leicht darüber vergessen wird, dass sich so nur ein Zipfel der Kindheitsgeschichte fassen lässt, nämlich der Zugriff der Disziplinar-mächte. So hören wir die Kinder am Ende weder weinen noch lachen, wir hören sie, wenn das kein Paradoxon wäre, allenfalls schweigen.

Miriam Gebhardt (München/Konstanz)

Greek Orthodox Music in Ottoman Istanbul

Merih Erol, Greek Orthodox Music in Ottoman Istanbul. Nation and Community in the Era of Reform, Indianapolis (Indiana University Press) 2015, 264 S., \$ 35

Beiträge zur osmanischen Geschichte, die auf der Analyse nicht türkischsprachiger osmanischer Quellen beruhen, sind weiterhin eine bemerkenswerte Ausnahme und notwendige Ergänzung, wenn nicht Korrektur, der bislang vorhandenen Geschichtsschreibung zum Osmanischen Reich. Die vorliegende Arbeit von Merih Erol ist darüber hinaus auch deshalb herausragend, da sie sich an den von His-

toriker_innen bislang nicht allzu oft behandelten Gegenstand Musik heranwagt.

Erol untersucht vornehmlich griechischsprachige Abhandlungen über und Debatten um den Charakter, die Traditionslinien und Ursprünge griechisch-orthodoxer Kirchenmusik zwischen 1856 und 1922, die in Istanbul erschienen beziehungsweise stattfanden. Die Stadt mit ihrem hohen Anteil griechisch-orthodoxer Bevölkerung (im Untersuchungszeitraum circa 20–25 Prozent) war Sitz des Patriarchats sowie das Zentrum osmanischer griechisch-orthodoxer Kultur und – da sich führende Kantoren des Patriarchats als die hauptsächlichen Bewahrer byzantinischer Gesänge verstanden – auch der untersuchten Debatten. Das Quellenmaterial für Erols Abhandlung umfasst Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, Traktate über Musik von verschiedenen Personen und Organisationen, Korrespondenz des Patriarchats und der Kirchengemeinden, Geheimdienstberichte über Musikaufführungen, Gesangbücher, Volksliederbücher, Memoiren, Romane und Reden. Der Untersuchungszeitraum liegt zwischen 1856, dem Jahr des zweiten Tanzimat Edikts, das den Status und die Verwaltung der osmanischen ethno-religiösen Bevölkerungsgruppen reformierte, und dem Ende des Griechisch-Türkischen Krieges 1922, das zugleich das Ende des prosperierenden griechisch-orthodoxen Lebens im Osmanischen Reich und auch in Istanbul besiegelte.

Im ersten Kapitel gibt Erol Einblick in die Zusammensetzung der griechisch-orthodoxen Gemeinde Istanbul und verortet sie als Teil und Akteurin osmanischer Modernisierungsmaßnahmen. Im zweiten Kapitel widmet die Autorin sich den Kantoren und deren sozialer Herkunft einerseits und dem griechisch-orthodoxen Bildungsbürgertum andererseits, um zu zeigen, inwiefern die soziale

Position Ansichten über Kirchenmusik beeinflusste. Im dritten Kapitel zeigt sie, wie sich die Akteure der Musikdebatte Bezüge auf die griechische Antike und die byzantinische Vergangenheit auf unterschiedliche Art und Weise für ihre Argumentation zu Nutze machten. In den folgenden zwei Kapiteln werden die Positionen verschiedener beteiligter Organisationen, kirchlicher Funktionsträger und Individuen hinsichtlich einer als notwendig angesehenen Reform der Kirchenmusik rekonstruiert. Im sechsten Kapitel geht Erol auf das Verhältnis der Akteure zum osmanischen Staat ein und darauf, inwiefern dieser durch Zensur sowie durch Verbot oder Genehmigung von öffentlichen Konzerten in die Debatte eingriff.

Durch die Integration der Betrachtung von Musik in die Kulturgeschichte des Osmanischen Reiches verspricht sich die Autorin eine neue Perspektive auf die Geschichte der osmanischen Reformära insgesamt, insbesondere aber auf die Transformation kollektiver Identitäten in Wechselwirkung mit der des staatlichen Gefüges. Sie versteht die Debatten über Kirchenmusik, die vom Patriarchat, musikalischen Vereinigungen, Kantoren und anderen Experten um Herkunft, Notation, Intervalle und Polyphonie geführt wurden, zugleich als Auseinandersetzungen um Identität sowie kulturelle, zivilisatorische und nationale Zugehörigkeit. Diese seien unter Rückgriff auf Konzepte wie Orient, Okzident, Griechischsein und Griechisch-orthodox geführt worden und parallel mit der Nationalisierung der griechisch-orthodoxen Bevölkerung des osmanischen Reiches verlaufen.

Die Autorin verdeutlicht, wie verschiedene Seiten – das Patriarchat, die Kirchenmusiker oder die urbanen griechisch-orthodoxen Eliten – im Rahmen der Debatten um Kirchenmusik dazu beitragen, eine lineare historische Erzäh-

lung von der Antike über Byzanz und die Osmanische Zeit bis zur Gegenwart und damit eine Hellenisierung griechisch-orthodoxer Identität zu erzeugen, auch wenn sie sich über den Charakter und idealen Zustand der Musik uneins waren. Kirchenmusik habe man dabei, ebenso wie anonyme Volkslieder, als Archiv und Erinnerung des authentischen nationalen Selbst des *Ethnos* angesehen. Sie sei zu nationaler Musik, und ihre Authentizität zum Merkmal nationaler Identität geworden, während gleichzeitig die gesamte Debatte zur Standardisierung und Professionalisierung liturgischer Musik beigetragen habe. Darüber hinaus sei die Diskussion um Musik auch von Fragenschichtspezifischer Distinktion geprägt gewesen, und musikalische Vorlieben dienten ebenso der sozialen Differenzierung wie sie nationalistische Ursprungserzählungen konstruierten.

Erol zeigt zwar, dass Kirchenmusik gleichzeitig modernisiert und nationalisiert worden sei, aber diese Nationalisierung sei nicht deckungsgleich mit griechischem Nationalismus gewesen. Nicht nur, dass die Akteure der Debatten sich vom Nationalismus des Königreichs Griechenland abgrenzten, auch grundsätzlich hätten sie zum Nationalismus ein ambivalentes Verhältnis gehabt. Das Patriarchat etwa distanzierte sich von ethnisch-nationalen Konzepten, um dem Verfall der Ökumene entgegenzutreten, und auf der anderen Seite standen die Vorstellungen der urbanen Eliten von universellen bürgerlichen Kulturstandards, die den Nationalismus teilweise überlagerten.

Insgesamt verortet Erol die Phänomene, die sie untersucht, im weiteren Rahmen eines transimperialen beziehungsweise transnationalen Kosmopolitanismus als einer modernen Form urbanen Zusammenlebens. Dieser habe sich deutlich von den vormodernen Arten

des Zusammenlebens der verschiedenen osmanischen ethno-religiös organisierten Gesellschaftsgruppen unterschieden, unter anderem indem sich, hier beispielhaft gezeigt an der Musikdebatte, in zeitgenössische Narrative der Genese einer universellen Menschheitsgeschichte und Zivilisation eingeschrieben wurde.

In ihrer Analyse meidet Erol die Dichotomie von Modernisierern und Traditionalisten, sondern zeigt stattdessen, wie in den die jeweiligen Diskussionsbeiträgen Vorstellungen von Identität mit Begriffen von Tradition und Moderne, Orient und Okzident, religiös und säkular, Bewahrung und Erneuerung, für die Argumentation genutzt wurden. Eine weitere Stärke von Erols Arbeit ist es, dass sie die Diversität musikalischer Praktiken in der orthodoxen Ökumene herausarbeitet. Obwohl sie sich auf die Untersuchung der Debatte um griechisch-orthodoxe liturgische Musik konzentriert, werden von ihr auch die Aspekte des Diskurses herausgearbeitet, die die Einbettung der Musiker und der Musik in einen gesamtosmanischen Kontext verdeutlichen. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, inwiefern die Debatte über Istanbul hinaus in den Provinzen des Osmanischen Reiches eine Relevanz hatte, sowohl was ihre Wirkung betrifft, als auch die Einmischung von dieser Seite. Es verwirrt, dass Erol sich lediglich auf Untersuchungen zu Folklore in Griechenland bezieht, da sie den geschilderten Prozess der griechisch-orthodoxen Identitätsfindung im Osmanischen Reich doch gerade vom griechischen Nationalismus abgrenzt.

Eine schöne Ergänzung und gleichzeitiges Manko sind die Musikbeispiele, die auf der Verlagsseite hinterlegt und den jeweiligen Kapiteln zugeordnet sind. Denn leider war für die Rezensentin weder im Text noch in den Fußnoten ein Verweis auf oder eine Einbettung der

Beispiele ersichtlich, so dass die multimediale Verzahnung mangels analytischer oder zumindest veranschaulichender Thematisierung ins Leere läuft. Als weitere Leerstelle erweist sich die Frage nach Gender in der Debatte als auch der musikalischen Praxis. Wurde griechisch-orthodoxe Identität in der Kirchenmusikdebatte im Osmanischen Reich nur unter Männern und bezüglich männlich konnotierter Sphären verhandelt? Dieser Frage geht die Autorin nicht nach.

Problematisch ist schließlich teilweise der Umgang Erols mit dem gesellschaftspolitischen Kontext der von ihr untersuchten Debatten. Der von ihr diskutierte Prozess der Neudefinition von Identitäten wurde maßgeblich durch Gewalt bewerkstelligt, die 1915 im Genozid an der armenischen und assyrischen Bevölkerung gipfelte. In Form von Vertreibung richtete sich die Gewalt ab 1919 auch gegen die griechisch-orthodoxe Bevölkerung auf dem Gebiet der heutigen Türkei. Dass auch viele Griechen Istanbuls, die während des Kriegs geflohen waren, an der Rückkehr gehindert beziehungsweise dem 1923 beschlossenen »Bevölkerungsaustausch« zwischen Griechenland und der Türkei unterworfen wurden, hätte von ihr klarer benannt werden sollen. Erol spricht zwar in einer der vielen Andeutungen auf die Maßnahmen des *Ethnic Cleansing* vor 1923, etwa von traumatisierten griechisch-orthodoxen und jüdischen Gemeinden, argumentiert andernorts aber sogar faktisch falsch, wenn sie, wie im Vorwort geschehen, den Beginn der Homogenisierung der anatolischen Bevölkerung auf 1923 datiert.

Dies schmälert aber nicht den Wert der Arbeit. Denn Erols Buch bietet eine Menge erfrischende Einsichten, die geeignet sind, bisweilen eingefahrene Argumentationsmuster aufzubrechen, und es eröffnet den Blick auf bisher wenig diskutiertes Quellenmaterial. Ihre Untersuchung grie-

chisch-orthodoxer Identitätskonstruktionen im Prozess der Modernisierung ist nicht nur für ein osmanistisches Fachpublikum von Relevanz, sondern bietet durchaus vielfache Anknüpfungspunkte für Historiker_innen und Gesellschaftswissenschaftler_innen anderer Gebiete.

Katja Jana (Berlin)

Menschen und Haustiere im Deutschen Kaiserreich

Amir Zelinger, Menschen und Haustiere im Deutschen Kaiserreich. Eine Beziehungsgeschichte (Human-Animal Studies; Bd. 14), Bielefeld (transcript) 2018, 401 S., 39,99 €

Die detaillierte Beschreibung der Schlachtung eines Huhns im Bestseller-Kochbuch von Henriette Davidis als Ausdruck einer partnerschaftlichen Beziehung zwischen Mensch und Tier? Die Forderung der Zwangsmast für eine rationelle Nutzung von Kleintieren, etwa Geflügel, als Praktik der Annäherung selbst an das schließlich zu schlachtende Nutztier? Das forschersche Interesse von Hobbyzoologen, die wilde Tiere ganz ihren Zwecken unterwerfen, indem sie sie einfangen, halten und studieren, als Akt einer Schaffung von »Partnertieren«? Die Zucht von als reinrassig definierten Hunden zur Statuswahrung als radikalste Form der Annäherung des Menschen an das Tier? Es drängt sich angesichts solcher Instrumentalisierungen von Tieren nicht unbedingt auf, dass sich im Deutschen Kaiserreich und damit in einer Gesellschaft, die einen Prozess beschleunigter Industrialisierung und Verwissenschaftlichung durchlief, eine besonders intensive Integration von Tieren in den Hauptbereich menschlichen Lebens herausbildete, in Haus und Heim.

Genau von dieser Grundannahme geht aber die Studie aus.

Sie versteht sich als »posthumanistische«, »humanimalische Beziehungsgeschichte« zwischen verschiedenen Spezies und ist damit zu verorten in dem seit einigen Jahren intensivierten Bemühen der Forschung um eine Relativierung des Menschen und eine Aufwertung von Tieren. In diesem Fall wird davon ausgegangen, dass die menschlichen Zwecken unterworfenen Lebewesen trotz Sozialisierung etwa als Haus- oder Nutztiere dennoch Subjekte sein konnten und dass es sich lohnt, diese Momente beziehungsweise dieses Changieren zwischen Subjekt- und Objektstatus besser zu kennen. Die Anregungen dazu stammen von den Forschungen zur Mensch-Tier-Beziehung, die Formen der Begegnung von Menschen mit Partnertieren jenseits der Nutzung der einen als Arbeitstier oder Distinktionsmittel nachspüren, Donna Haraway sprach noch allgemeiner von »companion species«. Dabei stehen im Sinne etwa von Marc Bekoff oder Mieke Roscher Beziehung und Interaktion eher als die sozialen Bedingungen zwischen den Spezies im Vordergrund. Eine bloße Ergänzung der Gesellschaftsgeschichte des Kaiserreiches im Stile von Nipperdey, Wehler, Radkau oder Ullrich um einen darin vernachlässigten Aspekt ist also nicht intendiert, sondern eine diskursgeschichtliche Analyse dieser Beziehungsgeschichte anhand von vier Fallstudien.

Die Studie liefert Einblicke weniger in Praktiken der Mensch-Tier-Beziehungen als in einen vielschichtigen Diskurs, den Menschen in verschiedenen Bereichen in Deutschland im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert über Haus-, Nutz- und in den Wohnbereich integrierte Wildtiere führten. Den Anfang macht das Nutztier, was sich angesichts der zeitgenössischen Prozesse einer Ökonomisierung und bereits deutlich erkennbaren Me-